



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Das neue Monument. — Franz und Joseph. — Wofür Marthesi nicht kann. — Deutsch und lateinisch.

— — Gestern habe ich das Standbild des Kaisers Franz gesehen. Daß ich nicht bei der Enthüllung gewesen, können Sie mir auf mein Wort glauben, denn, abgesehen davon, daß mich das Gemachte an allen solchen Feierlichkeiten kalt läßt, hätte mich in diesem Falle auch die durch und durch gehende Unwahrheit gestört. Ohne dabei gewesen zu sein, kann ich Sie aber doch auf mein Gewissen versichern, daß die Thränen, die nach dem amtlichen Bericht in der wiener Zeitung in „Aller“ Augen gegläntzt haben sollen, nichts als eine stehende Redensart sind, der Abfasser des Berichts mußte denn Schweißtropfen dafür angesehen haben. Ich bin nicht Künstler, kann also über das rein Technische nicht urtheilen, die Verstöße müßten denn so grob sein, daß sie auch dem ungebühtesten Auge auffallen. Das ist aber hier der Fall; die Verzeichnungen und die Mißverhältnisse sind so arg, daß sie auch mir aufgefallen sind. An eine Berücksichtigung des Aufstellungsplatzes, des verschiedenen Schwinkels für die oberen und unteren Theile der Hauptgestalt ist gar nicht zu denken, es müßten denn nur die kaiserlichen Gemächer bedacht worden sein. Doch will ich nicht dabei verweilen, sondern allein bei dem Gedanken des Ganzen, sowohl dem anregenden der Errichtung, als dem leitenden des Künstlers. Was ich über die Errichtung selbst denke, läßt sich in wenig Worte fassen: Wenn der Kaiser Franz ein Denkmal verdiente, so mußte man Joseph's II. Standbild niederreißen, denn größere und schneidendere Gegensätze gibt es nicht, als zwischen Joseph II. und seinem Neffen; nur der Gegensatz zwischen beiden Denkmälern kommt jenem zwischen den beiden Männern gleich, nicht nur in der Ausführung, sondern auch im Gedanken der Errichtung. Das ist nicht blos meine, das ist die allgemeine Stimme; das beweisen die zahllosen guten und schlechten Wiße, die nach der Weise der Wiener darüber gemacht werden. Was die Leute zu dem Schauspieler der Enthüllung trieb, war eben nur Schaulust, doch auch diese muß nicht so groß gewesen sein, als man sie ausgibt, denn

Viele von Jenen, die mit den Einlaßkarten Handel trieben, haben mehr oder weniger bedeutend verloren, und es sind selbst an anständige Personen vertheilte Karten unbenutzt geblieben. In den letzten Stunden, vor dem Beginne des Schauspiels, sollen die mit Lebensgefahr erkämpften Karten um 20 Kr. zu haben gewesen und unverkauft geblieben sein. Die Ursache des Vorfalles am Sonnabend, der unter dem Gelächter des von der Gallerie zusehenden Hofgesindes stattfand, war blos die Gewinn-sucht; die Anstalten waren aber auch darnach, daß nach früheren Erfahrungen, z. B. bei der Zeichnung zur gloggnitzer Bahn, dergleichen zu erwarten war und wirklich befürchtet wurde. — Was die künstlerischen Gedanken betrifft, so hat Jemand die richtige Bemerkung gemacht, daß hier gar nicht in's Einzelne zu gehen, indem Alles verfehlt sei. Man wird dies für Uebertreibung, für Hyperbel halten; es aber buchstäblich wahr. Es wird wenig Kunstwerke geben, die so sehr und so durchaus verunglückt sind. Freilich schadet dem neuen Bildwerke die Vergleichung mit dem nahen Ehrenmale Joseph's, das durch seine edle Einfachheit großartig und geistig wirkt, während Marchesi's anmaßliche Arbeit statt des Geistes nur die Masse erscheinen läßt; allerdings ist aber auch der Gegenstand weniger dankbar! — Eine Beschreibung erlassen Sie mir, denn Abbildungen werden Ihnen wahrscheinlich schon zugekommen sein, oder jedenfalls bald zukommen; aber einige Gedanken noch beizufügen, mögen Sie mir erlauben. Das erste Erforderniß eines Ehren-denkmals ist ein großer Mensch — eine hohe Stellung reicht nicht hin. Der Hauptfehler des gegenwärtigen Werkes, die Ueberladung, fließt aus diesem Mangel des Stoffes. Was der Künstler nicht in seinem Helben fand, mußte er um ihn herum verkörpern. Daher die Kunst aller gesunkenen Zeiten und Länder, die nicht große Menschen liefern, an Ueberladung krank; daher in solchen Fällen an Denkmätern, die sich für geschichtlich ausgeben, jene sinnlose Mischung von Geschichte und Allegorie, eben weil es an eigenen Handlungen des Helben fehlt. Noch eines Mißgriffs muß ich erwähnen, der aber nicht dem Künstler zur Last fällt. Sie werden sich erinnern, daß nach dem Tode des Kaisers ein Satz seines letzten Willens veröffentlicht wurde, der also lauten sollte: „Meine Liebe vermach' ich meinen Unterthanen.“ Diesen Satz, der damals die Zielscheibe bitterer Commentare war, hat man in lateinischer Sprache auf der Vorderseite angebracht, aber nicht einmal in treuer Uebersetzung. Denn das in *Amorem meum populus meus*, wie die Inschrift lautet, ausgelassene Zeitwort läßt sich an dieser Stelle nicht ergänzen durch „vermachen,“ sondern nur durch „widmen,“ zwischen welchen Wörtern ein Unterschied ist, wie zwischen Leben und Tod. Auch die „Unterthanen“ suchte man milder zu geben durch „Völker,“ da lateinische *subditi* doch gar zu hart geklungen hätte. Man ist also auch hierin unwahr verfahren. Wäre die Inschrift nicht lateinisch, so würde sie noch mehr üble Nachrede hervorbringen, als sie ohnedies verursacht; so aber wird sie von den Wenigsten verstanden, ungeachtet Alle das Recht hatten zu fordern, daß man im deutschen Lande deutsch, d. h. Allen verständlich, spreche und schreibe. (Ch. —)

II.

Aus Berlin.

I.

Volksliteratur. — Eckensteherwige. — Skizzen von Fränkel und Köppen. — Das Standbild Friedrich's Wilhelm III. —

Den Umschwung, welchen Berlin in seinen innern Verhältnissen nimmt, bemerkt man auch an der ihm eigenthümlichen, specifisch-berlinischen Literatur. Die Literatur wird aber auch hier der Ausdruck und der Gradmesser des Lebens. Es gab eine Zeit, als die specifisch-berlinische Literatur aus sogenannten Eckensteherwigen bestand und als Glasbrenner der Held dieser Literatur war. Der Weinhändler Duncker repräsentirte diese berlinische Richtung auf den Bierbänken und in den Kneipen. Auswärts war durch Glasbrenner u. s. w. der berliner „Eckensteher“ zu einem ungeheuern, bewunderungswürdigen Mythos emporgewachsen, man riß sich um die kleinen fliegenden Blätter, in denen Fricke und Lude mit einander witzelten, man glaubte durch sie einen richtigen Blick in das eigenthümliche Berlin zu thun. Diese ganze Richtung ist aber allmählig zerfallen. Wenn nicht Pückler erklärte, daß er verstohlener Weise auch einmal in die glasbrenner'schen Bilder hineingeguckt habe, so interessiren sich jetzt doch höchstens noch zurückgebliebene Landbewohner und Kleinstädter, sowie unsere Ladendiener dafür. Diese ganze Richtung hatte durchaus keinen wahren, menschlichen Inhalt, sie war die frivolste Richtung einer abstracten, sich selbst befriedigenden Witzerei. Der berliner Proletarier wurde in ihr nicht als berechtigter Mensch betrachtet, er galt nur als Harlequin. Dem Volksnaturell, seiner Bedeutung, seiner Entwicklung wurde nicht auf den Grund gegangen, man hing es eben nur als einen bunten Lappen in einem Puppentheater auf. Je mehr sich nun die sociale Richtung ausbildete, je entschiedener sie die Berechtigung des Menschen forderte und je umfassender sie auch die berlinischen Socialzustände in den Kreis ihrer Beobachtungen und Prüfungen zog, um so schneller mußte die inhaltslose berliner Eckensteherliteratur zusammenstürzen und einer bei Weitem tiefern, nicht einen leeren Wortwitz, sondern einen großen, allgemeinen Zweck anstrebenden literarischen Richtung Platz machen. Das ist denn auch vollständig geschehen. Wie das berlinische Volk in den letzten Jahren ernster geworden ist, so hat auch die specifisch-berlinische Literatur einen ernstern Charakter angenommen. Als specifisch-berlinisch erscheint uns aber diejenige Literatur, welche eben die Erforschung, die Prüfung und die Darstellung der Socialzustände, wie sie sich in Berlin nach allgemeinen und localen Bedingungen ausgebildet haben, zu ihrem Zwecke gemacht hat. Unter diesen Literaturerscheinungen darf ganz besonders auf die berliner Skizzen, Bilder und Charakteristiken aus dem Leben der Gesellschaft von Albert Fränkel und Ludwig Köppen (Berlin bei Ries) aufmerksam gemacht werden. In diesen Skizzen, von denen uns gegenwärtig zwei Bände vorliegen, tritt uns die entschie-

den socialistische Richtung unserer Zeit in dem Kreise einer gestaltungsvollen, recht lebendigen Productivität entgegen. Es sucht sich in ihnen die Kunstform der Erzählung, der Novelle mit dem neuen Stoff auszugleichen, es sucht sich der alte Schlauch an den neuen Wein zu gewöhnen. Die Form wird nicht vernachlässigt über dem neuen Inhalt, aber der Inhalt wird auch nicht beeinträchtigt durch den Zwang einer kalten, kunstgerechten, ästhetischen Form. Indem diese berliner Skizzen in den bewegten Lebenskrater unserer großen Stadt greifen und die Verworrenheit der menschlichen Existenzen, den unterwühlten Zustand, die Schwächen und die selbstsüchtigen Motive der Gesellschaft in künstlerischer Form nachzuweisen suchen, hüten sie sich wohl vor der rohen Manier, welche eben bloß erzählt, phantastirt, darstellt, um zu erzählen, es ist ein sicheres Moment, es ist ein geschichtlicher Hintergrund in ihnen und es ist dieses das Moment des Socialismus. Die Verfasser dieser Skizzen — eigentlich kann nur von Fränkel die Rede sein, denn Köppen hat nur ein einziges Bild geliefert — sind aber nicht mit einer abstracten, socialistischen Tendenz, wonach die Personen und die Zustände zurecht gemacht werden, an ihre Arbeit gegangen, es springen vielmehr durch ihre Schilderungen selbst und durch die naturgetreue Zeichnung der Figuren die Verworrenheiten und die Verderbnisse unseres gesellschaftlichen Zustandes in die Augen; es bedarf dann nur eines leichten Hinweises, einer fein eingestreuten Bemerkung, um die Dauer dieses Zustandes auch principiell als unmöglich hinzustellen und sich dem Systeme des Socialismus direct hinzuneigen. Die Verfasser haben ein neues Gebiet betreten, sie befinden sich in den Anfängen einer für Deutschland noch ziemlich neuen productiven Literatur und, wenn sie auch nichts Vollkommenes geleistet, so scheinen sie doch mit Glück und Bewußtsein den vielen Irrwegen auszuweichen, welche dieser neuen Productionsweise sehr gefährlich werden können und zum Theil schon z. B. in Dronke's „Aus dem Volke“ gefährlich geworden sind.

In dem Riß'schen Atelier ist gegenwärtig das Modell zu der Reiterstatue des verstorbenen Königs, welche für Königsberg bestimmt ist, zur Ansicht ausgestellt worden. Das Haupt des Königs wird von einem schweren Lorbeerkränze bedeckt, sein Hermelin fällt auf das Hintertheil des Pferdes dick und voll herab und verkürzt dasselbe auf eine beinahe unschöne Weise. Der König hat eine ruhige Haltung, sein Angesicht ist zwar historisch-getreu, aber es fehlt ein erhabener, idealisirter Ausdruck, der auf jene Periode des preussischen Staates hindeuten könnte, als Königsberg der Zufluchtsort der Monarchie war. Man wird unwillkürlich an die preussischen Thalerstücke erinnert, übrigens liefert Riß an dem Pferde, namentlich an dem Vordertheile desselben, wieder einen vollen Beweis seines großartigen Bildnertalentes. F.

2.

Ein Prophet.

In einigen Kreisen macht hier ein in französischer Sprache geschriebenes fragenhaftes, komisch wirkendes und doch ernsthaft gemeintes Buch-

lein Aufsehen, welches in vielen Exemplaren von Belgien hierher gesendet wurde und den Titel führt: *Prophétie du frère Hermann de Lehnin, avec des notes explicatives par Louis de Bouverot* *). Diese sonderbare in unserer Zeit kaum glaubliche Schrift beginnt folgender Gestalt: „*Avertissement!!* Gleich nach Beendigung des Druckes werden von dieser Schrift an den Minister der geistlichen Angelegenheiten Sr. Maj. des Königs v. Preußen 50 Exemplare übersendet werden; den Ministern der geistlichen Angelegenheiten der Königreiche England, Holland, Dänemark, Schweden und der Republik Bern, jedem Minister 10 Exemplare; an einen der Geistlichen des protestantischen Cultus in Paris 10 Exemplare und an einen der Geistlichen des reformirten Cultus gleichfalls 10 Exemplare. Der Zweck dieser Zusendungen ist, die Frage herauszustellen, ob, in Folge der Prophezeiung des Klosterbruders Hermann von Lehnin und der Erläuterungen zu derselben, welche die gegenwärtige Schrift liefert, die religiöse Klugheit nicht allen protestantischen, reformirten und evangelischen Bewohnern des Universums anrath und vorschreibt, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, und ob diese Frage nicht allenthalben, wo die Mehrzahl der Einwohner zu der protestantischen, reformirten oder evangelischen Religion sich bekennen, von den evangelischen Theologen, welche in diesen Gegenden wegen ihrer Wissenschaftlichkeit und hohen Erleuchtung sowie wegen ihrer weisen Ansichten und ihrer höchst ehrlichen Absichten bekannt sind, mit großer Sorgfalt untersucht werden soll. Die Zusendung von fünfzig Exemplaren an das Ministerium Sr. Majestät des Königs von Preußen, soll, abgesehen von dem so eben Gesagten, noch den besondern Zweck haben, die Erörterung zu veranlassen, ob nicht in Folge dieser Prophezeiung die Weltklugheit Sr. Maj. dem König anrath oder vorschreibt, zur katholischen Religion überzutreten... Der dritte Zweck

*) Der vollständige Titel dieser Schrift lautet in deutscher Uebersetzung folgender Gestalt: Wunderbare Prophezeiung des Bruders Hermann von Lehnin, enthaltend die Schicksale des Klosters von Lehnin, des Hauses Brandenburg, der katholischen Kirche, das Schicksal sämmtlicher protestantischer, evangelischer und reformirter Kirchen des Universums des deutschen Bundes und des heiligen Stuhles, von Seiten Gottes, unter Androhung unheilvoller Strafen für die Zukunft aller protestantischen, reformirten und evangelischen Christen der Welt und dieser Epoche den Befehl ankündigend, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren; diesen Befehl noch insbesondere dem gegenwärtigen König von Preußen auferlegend, mit Androhung schrecklicher zeitlicher Strafen (*avec menace de terribles rigueurs temporelles*) und mit dem Versprechen glänzender Vortheile, gleichfalls zeitlicher Art (*avec promesse de magnifiques avantages pareillement temporels*) und endlich allen Souverainen, die in Deutschland heute regieren, den Befehl ankündigend, besagte Majestät, den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zum Haupt des deutschen Bundes unter dem Titel eines Königs von Germanien zu proclamiren, alsobald wie er Katholisch geworden (*et enfin intimant à tous les souverains de l'Allemagne aujourd'hui régnants l'ordre de proclamer sa susdite Majesté le Roi de Prusse Frédéric-Guillaume IV., chef de la Confédération germanique, sous le titre de Roi de Germanie aussitôt après qu'il serait fait catholique*).

„dieser fünfzig Exemplare sei endlich, das Ministerium in den Stand zu setzen, in die Hände eines jeden der hohen Prinzen der königlichen Familie ein Exemplar zu legen, für den Fall, daß das Ministerium es rathsam findet, dies zu thun. — Eben so werden Exemplare dieser Schrift allen Mitgliedern des diplomatischen Corps zu Brüssel und Paris, so wie auch dem päpstlichen Nuntius in Paris und dem Herrn Bundestagspräsidenten in Frankfurt a. M. zugesendet werden.“

Die Prophezeiung des Hermann von Lehnin ist keine Neuigkeit und tauchte schon in frühern Jahren zu wiederholten Malen auf. Der Verfasser der gegenwärtigen Schrift sagt darüber: Bruder Hermann lebte, nach den Mittheilungen, die man über ihn hat, gegen 1270 im Kufe der Heiligkeit. Er war Mitglied des Cistercienserordens im Kloster Lehnin an der Havel, zwei Meilen von Potsdam. Die Handschrift seiner Prophezeiungen wurde bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einem preuss. Regimentsarchiv aufbewahrt. Eine Person, die der allerhöchsten Klasse der Gesellschaft angehört und deshalb zu dem Archiv Zugang hatte, nahm davon eine Abschrift und gab diese dem Professor der Theologie an der Universität zu Königsberg, Michel Lilienthal. Dieser ließ den Inhalt im zweiten Band seines „Gelehrten Preußens (1723)“ abdrucken; es machte jedoch wenig Aufsehen. Aber als Friedrich II. den Thron bestieg, erstaunte man allmählig über die Genauigkeit, mit welcher die ersten Ereignisse seiner Regierung in jener Prophezeiung angezeigt waren. Seit diesem Momente erschienen nicht weniger als zehn Auflagen von dieser Weissagung; 1741 die erste, 1745 drei hintereinander in Frankfurt, in Leipzig und in Wien, 1746 in Berlin, 1758 in Bremen, zwei Auflagen in Düsseldorf, die letztere 1808, zwei Auflagen in Paris 1827 und 1830. Die vorliegende in Brüssel erschienene ist somit die eilfte.

Was nun die Prophezeiung selbst betrifft, so ist sie in lateinischen Versen und besteht aus 100 Zeilen, die in jenem mysteriösen, vieldeutigen Styl gehalten sind, der fast allen Hinterlassenschaften dieser Art eigen ist. Allerdings paßt Manches. So z. B. Einiges was auf die vier letzten preussischen Monarchen gedeutet wird. Auf Friedrich Wilhelm II. Vers 85—88:

Non robur menti, non adsunt Numina genti.

Conjux omen petit, contrarius hic sibi stetit;

Et perit in undis, dum miscet summa fundis.

Um den letzten Satz, der nicht paßt (Friedrich Wilhelm II. starb in seinem Bette und nicht im Wasser), doch passend zu machen, nimmt der Commentator seine Zuflucht zu dem Umstande, daß der erwähnte Monarch an der Wassersucht gestorben ist (!). Auch erzählt er, daß im Jahre 1810 eine Untersuchungscommission ernannt wurde, um die Thatfachen beim Absterben Friedr. Wilh. II. zu erörtern und es zeigte sich, er habe seinen letzten Athemzug im Bade ausgehaucht. Viel passender ist dagegen die folgende auf Friedrich Wilhelm III. bezogene Prophezeiung:

Natus florebit, quod non sperasset, habebit;

Sed populus tristis flebit temporibus istis,

Nam sortis mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit!

Nun folgen die Verse, die auf heute Bezug haben sollen:

Tandem sceptrum gerit, qui stemmatis ultimus erit:
Israel infandum scelus audent, morte piandum; (Czech?)
Et pastor gregem recipit, Germania regem.
Marchia (Brandenburg) cunctorum penitus oblita malorum,
Ipsa duos audent fovere (Repräsentativsystem?) nec advena gaudet (Rußland?)
Priusque Lehnini surgunt, et tecta Chorini,
Et veteri more clerus splendescit honore (Synode!?)
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.

Die scherzhaften deutschen Einschüßel, die wir uns hier erlaubten, sind keineswegs im Sinne des so eben erschienenen französischen Büchleins. Denn darin ist die Auslegung eine ganz andere. Diese sämtlichen sieben Verse werden auf die Rückkehr Preußens zur katholischen Kirche gedeutet. Die Worte: qui stemmatis ultimus erit, erhalten nicht die so nahe liegende Deutung in Bezug auf die Kinderlosigkeit Sr. Majestät, sondern werden so gedeutet: derjenige, der jetzt das Scepter führt, wird der letzte protestantische König seines Stammes sein. Das große Verbrechen, welches Israel begehen wird und das nur der Tod sühnt, wird komischer Weise direct auf die Juden und den Pater Thomas in Damaskus bezogen, wodurch der Commentator sich in der Verlegenheit befindet, den Widerspruch zu erklären, daß der Tod des Pater Thomas in Damaskus im Februar 1840 stattfand, während der gegenwärtige König von Preußen erst im Juni desselben Jahres den Thron bestieg. Durch drei lange Seiten sucht der Commentator diesen Widerspruch zu heben, indem er von Ninive und dem Propheten Jonas viel mysteriöses erzählt. Das Büchlein ist offenbar bereits vor drei Jahren geschrieben, so daß das Attentat Czecz's nicht zur Unterstützung der Wahrheit jener Prophetie benutzt werden konnte. Auch von den neuen Kirchenbewegungen wußte man damals noch wenig. Auch hätten diese gar nicht in den Kram des Büchleins gepaßt, denn dieses will ja eben nur beweisen, daß „Et pastor gregem recipit“ und daß „Et veteri more clerus splendescit honore“ sammt der Wiederherstellung des Klosters Lehnin, sich auf die Rückkehr zur katholischen Religion bezieht.

So närrisch nun diese Schrift im Ganzen ist, so scheint man doch vor dem so oft sich wiederholenden Wiederauftauchen der lehninischen Prophezeiung, die allerdings viel geistreichere Commentatoren finden könnte, endlich Ruhe haben zu wollen und wie ich mit Bestimmtheit höre, so ist höhern Orts der Befehl ergangen, eine Arbeit des verstorbenen Overbibliothekars Wilken, die bisher im Manuscript geblieben ist, und worin die Unächtheit jener lehninischen Handschrift auf das Schlagendste nachgewiesen und als ein Product des vorigen Jahrhunderts erklärt wird, zu veröffentlichen.

III.

Aus Breslau.

Polnische Nachklänge. — Ueberflüssiger Denuntiationseifer. — Ein Fest in Fürstenstein. — Volksversammlung. — Dampf und Pressfreiheit.

Noch immer ruft sich uns die unglückselige polnische Erhebung durch keineswegs erfreuliche Einzelheiten in's Gedächtniß zurück. Wenn man zu all' diesem unsäglichen Jammer, den die preussischen Festungen beherbergen, die Verzweiflung und das bleiche Elend legte, das in den krakauer Gefängnissen wohnt, und wenn man die zähneknirschende Wuth, welche unter der russischen Knute ihren letzten Athemzug mit dem letzten Fluche ausstößt, als Drittes hinzu sich denkt, so sollte man glauben, daß ein Herz, das noch halbweg des Mitleids fähig, Angesichts dieses dreieinigen Jammers, zu leben und zu lieben aufhören müßte. Die Zeitungen berichten so kalt: Heute wurden wiederum 30 Insurgenten ausgeliefert. Wiederum vor die Schlichtbank geführt — sollten sie sagen. Aber unser Gefühl hat nicht Zeit und nicht Lust zu solcher anpreisenden Beschäftigung, es lauscht lieber dem Nachtigallengesang und kokettirt mit rothangehauchten Mädchengesichtern, oder gießt noch sogar einen Tropfen El in den großen Scheiterhaufen, wie die lederne Seele jenes magdeburger Wirthes, welcher selber den flüchtigen Masaraki der Polizei übergibt. Letzterer sitzt noch in Cosel und soll in diesen Tagen an Rußland ausgeliefert werden. Es steht factisch fest, und es kann auch nicht anders sein, daß die höhern preussischen Beamten und Offiziere gegen dieses Jagdmachen auf flüchtige Insurgenten sind. Ein hoher Staatsbeamter in Berlin hat es gegen einen Breslauer gradezu ausgesprochen, daß man an dem Viertel der Gefangenen genug habe. Der „Dienstseifer“ der Unterbeamten sei ihnen gar nicht angenehm, sie wüßten jedoch nicht, wie sie diesen das Unliebsame solcher Thätigkeit beizubringen im Stande wären. Hierdurch kommt eine große Wahrheit wiederum einmal an den Tag. Es darf eine Maßregel der obern Region gar nicht als Consequenz eines Princip's an's Licht treten, es kann sogar die Absicht vorwalten, jeder Consequenzmacherei den Weg zu versperren, dort unten, wo die Staatsweisheit in dem bornirtesten Bureaukraten Fleisch geworden, wird man das Princip schon auffinden. Der Faden, den man von oben her erhält, verzweigt sich in tausend und aber tausend Fädchen, die auf und nieder fliegen und sich zu einem großen polizeilichen Fangsacke verweben. Die Cabinetsordre, welche in Folge der Entweichung der Polen die Untersuchung gegen den Commandanten in Reisse und überhaupt die Gefangenen in strengere Haft zu nehmen befiehlt, wird hier zwar nur als eine Demonstration für Rußland angesehen, aber auch als solche gibt sie zu vielen Bemerkungen Anlaß. Doch ich will dies Thema nicht länger mehr ausbeuten, ich will Ihnen, damit Sie zu diesem Schwarz auch das Weiß, also eine ächt preussische Correspondenz haben, von einem Bürgerfeste erzählen, das voraussichtlich viel von sich reden machen wird. Siebenhundert Breslauer fuhren am 14. Juni nach dem reizend gelegenen Für-

Grenzboten, II. 1846.

stenstein und vergnügten sich den ganzen Tag lang durch Wanderungen, Gesang, Musik und Reden, und dies Alles ohne Polizei. Erschrecklich — siebenhundert Leute ohne Polizei zu lassen! Vielleicht kam grade deswegen nichts Polizeiwidriges vor, weil die Breslauer eine gewisse Aversion vor der Polizei haben. Als die Gesellschaft in dem Wiesengrunde neben der fürstensteiner Schweizerei in lustigen Gruppen lagerte und ihr Mittagsmahl verzehrte, zeigte sich die Uniform eines Gensdarmen. Einer aus der Gesellschaft trat sogleich an ihn heran und ersuchte ihn sich zu entfernen. Käme er wieder, im civilen Rock, so sei er zum Glase Wein geladen. Es wurde manches ernste, eindringliche Wort gesprochen; manches wird, so lange wir noch unter dem Nothstift leben, nicht das Licht der Welt erblicken. Man fühlt, daß die Censur unter dem Einflusse der Eisenbahnen, nicht lange mehr bestehen kann. Die Gedanken, welche in Breslau vielleicht censurwidrig sind, wurden in Fürstenstein den Schweidnizern mitgetheilt, und was das schweidnizer Localblatt nicht sagen kann, theilte ein Schweidnizer uns, sowie den Freiburgern, den Briegern, den Dhlauern, allen, die aus der Ferne per Dampf dorthin geeilt waren, mündlich mit. Der Dampf ist das Surrogat der Pressefreiheit. Ein Gast aus Berlin, Dr. Lasker, improvisirte nach gegebenen Themen ein Gedicht socialer Tendenz, Bezug nehmend auf die armen Weber, welche die Neugierde aus ihren Hütten zu dem Feste gelockt. Er feierte einen Triumph, welcher der gedruckten Poesie, von Leuten, wie sie dort versammelt waren, nie zu Theil wird. Man bekränzte ihn und trug ihn durch die Menge.

IV.

Aus Prag.

Ein Beschluß der Stände.

Ehre wem Ehre gebührt. Böhmens Stände haben in dem Postulantenlandtage, welcher in den letzten Maitagen nach geschlossener Ständerversammlung abgehalten worden, einen oft beklagten Uebelstand aus eigenem Antriebe beseitigt, haben beschlossen das postulierte Steuerquantum auf den Besitz der Unterthanen und der Dbrigkeiten gleichmäßig zu vertheilen, während früher hier der Bauer, ohnehin wehr- und lieferungspflichtig und mit Frohdiensten beschwert, ein höheres Procent zur Steuer beizutragen hatte, als der adelige Gutsbesitzer.

Durch diesen großherzigen Beschluß, welchen wir freudig willkommen heißen und als den Anfangspunkt praktischer Ständethätigkeit betrachten, wird der Rusticalstand Böhmens um beinahe 400,000 fl. C.-M. jährlich in der Steuerlast erleichtert, und rühmlich ist zu erwähnen, daß Fürst Adolph Schwarzenberg, der meistbegüterte Standesherr Böhmens, dem durch jenes Zugeständniß eine Steuerlast von beiläufig 20,000 fl. C.-M. jährlich zuwächst, die Maßregel warm bevorwortet und wesentlich zu ihrer Annahme beigetragen hat.

Wir wollen nicht mäkeln mit den Herren Ständen um die Verdienstlichkeit jenes Entschlusses, mögen immerhin die blutigen Ereignisse

im slavischen Osten zunächst auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht haben, den gedrückten Bauer zu erleichtern: das Bedürfnis der Zeit erkennen, traurigen Katastrophen durch kluge Zugeständnisse entgegenkommen, bleibt immerhin verdienstlich und warmen Dankes werth; der Weg der Concession ist gebahnt und mit Zuversicht erwarten wir, daß man noch weiter gehe und zunächst zur Aufhebung der Robot schreite gegen billige Ablösung, um die armen Arbeitsthierc zum Menschenthum zu emancipiren *).

V.

Notizen.

Literarisches. — Berliner Schriftsteller. — Geschworenengerichte. — Lieder aus Rom. — Neue Bücher. — Die Franzosen in Algier. — Die wiener Akademie. — Ein Helbengebicht. — Die k. Akademie der Wissenschaften in Leipzig. — Mnemonik und Geschichte.

Die Zeitungen bringen uns eine erfreuliche literarische Nachricht. Die „Europa“, welche unter ihrem bisherigen nach Ruhe sich sehenden Redacteur, in den letzten Jahren zu gänzlicher Farblosigkeit herabgesunken ist, wird in kräftigere Hände übergehen. Wie es mit Bestimmtheit heißt, wird Dr. F. G. Kühne, dessen Redactionstalent dem literarischen Publicum noch aus den Zeiten der „Zeitung für die elegante Welt“ in guter Erinnerung ist, die Leitung derselben übernehmen und zwar bereits vom ersten October an. — Kühne ist seit der Zeit, wo er die Redaction der Eleganten niedergelegt hat, mit dem Publicum in fortwährender Verbindung geblieben, namentlich durch eine Reihe werthvoller Aufsätze und Kritiken, die er abwechselnd in der „Allgem. Zeitung“, den „Grenzboten“, den „Blättern für literarische Unterhaltung“, den „Cotta'schen Monatsblättern“ u. s. w. lieferte. Bei der eigenthümlichen Anschauungsweise dieses Kritikers mochte es manchmal sich ereignen, daß seine Individualität mit dem leitenden Gedanken einer fremden Zeitschrift, der er seine Arbeiten zuwendete, in Widerspruch gerieth. Um so erfreulicher ist es, daß seine Feder nun wieder in einem eigenen, selbstständigen Organ vollen ungehemmten Spielraum erhält; das Publicum, wie die Literatur gewinnen dabei.

— Unter dem Titel „Gelehrtes Berlin“ ist vor Kurzem — ein Verzeichniß der im Jahre 1845 in Berlin lebenden Schriftsteller erschienen. Eine vollständige Uebersicht, heißt es in der Vorrede, ist bei der ungemein großen Anzahl berliner Schriftsteller fast unmöglich. Außer den vielen vergessenen, sind namentlich aus dem Verzeichniß alle diejenigen Schriftsteller ausgeschlossen, deren literarische Thätigkeit sich nur auf Artikel in Tagesblättern beschränken. Nichtsdestoweniger zählt das Verzeichniß vierhundert acht und vierzig Schriftsteller auf. Schlagen wir die übergangenen Tagesschriftsteller in geringer Anzahl auf 52 an, so ist die Summe von 500 complet. Nach seiner neuesten Zählung

*) Um den versprochenen Aufsatz, sowie überhaupt um fleißigere Zusendungen, bittet freundlichst

hat Berlin etwas über 400,000 Einwohner. Hierunter sind weibliche und männliche in ziemlich gleicher Hälfte. Rechnen wir von den 200,000 männlichen Bewohnern die Hälfte Kinder und Jünglinge, so bleiben 100,000 Männer. Somit zeigt es sich, daß in Berlin der zweihundertste Mann ein Schriftsteller ist.

— Den Gegnern der Geschworenen-Gerichte, die kein Argument, und wäre es noch so schwindstüchtig, verschmähen, um gegen die Wünsche deutscher Nation anzukämpfen, können wir ein neues Einwendungsmittel empfehlen. Ein Missethäter, der vor einigen Tagen in Paris zu Kerkerstrafe verurtheilt wurde, schrie, als er sein Urtheil hörte, plötzlich auf: Ja, es ist wahr, ich habe gestohlen, aber die Gerechtigkeit ist ungerecht. Wer sind diejenigen, die mich verurtheilen? Schneider und Handschuhmacher, Fabrikanten und Banquiers, Aerzte und Gutsbesitzer. — Das sind die Leute, aus denen die Geschworenen zusammengesetzt sind. Leute aus allen Ständen, nur nicht aus dem meinigen. Leute, die sich vortrefflich auf Hosen und Hosenträger, auf Maschinen und Wechselbriefe, auf Ackerbau und Wassersucht verstehen. Aber was verstehen diese Leute vom Diebstahl? Die Charte sagt ausdrücklich, daß „jeder Franzose von seines Gleichen gerichtet werden soll“ und die Charte wird nur dann erst eine Wahrheit werden, wenn die Geschworenen für uns in La Roquette oder in einem sonstigen Bagno gewählt werden. — Ist dieses Argument gegen die Schwurgerichte etwa schlechter als so manches andere? —

— Im Verlag von Alexander Duncker in Berlin ist ziemlich à propos eine Sammlung: „Lieder aus Rom“ von Bernhard von Lepel erschienen, in der manches Gelungene sich befindet und die namentlich in diesem Augenblicke, wo der römische Stuhl eine Veränderung in der Person des Papstes erhalten, viel Leser finden wird. Unter anderm ist uns „eine römische Volkslegende“ aufgefallen, die man dem Geiste der heutigen Römer kaum zutrauen sollte. Sie lautet folgender Gestalt:

Der Herr mit seiner Jünger Zahl
Luftwandelt' durch ein stilles Thal.

Sie trafen einen Esel an
Und bei dem Esel einen Mann.

Dem Mann eine Thräne vom Auge rollt',
Dierweil sein Esel nicht vorwärts wolt.

Auf dem Rücken lag das störrische Thier
Und streckte gen Himmel alle Bier.

Zerbrochen lag rings Korb und Krug,
Und was er sonst an Kram noch trug.

Da fiel der Mann auf seine Knie:
„O Himmel auf mich nieder sieh!

„Sanct Urban, Sanct Sebastian,
„Sanct Benedict und Sanct Stephan,

„Sanct Catharin', Sanct Barbara,
 „Sanct Agnes, Sanct Cäcilia,

„Madonna! — Laßt es doch geschehn,
 „Daß bald mein Esel mag aufrecht stehn!“

Darauf Petrus also sprach zum Herrn;
 So Du es willst, Meister, helf' ich ihm gern.

„Mit nichten,“ war des Meisters Befehl;
 Des staunte Petrus in seiner Seel'.

Und weiter schritten sie durch das Thäl
 Und sah'n einen Esel abermal;

Und einen Mann, der flucht' und grollt',
 Dieweil sein Esel nicht weiter wollt'.

Er hieb mit dem Stecken auf das Thier,
 Daß die Splitter stoben dort und hier.

„Vermaledeiter, fauler Knab'!
 „Ich bring', beim Teufel, Dich in Trab.

„Madonna, Hölle, Pest und Mord!
 „Ich trieb' schon andre Esel fort.“

Er zerrt' am Saum ihn, Hals und Ohr
 Schon zog er halb ihn dran empor.

Er hieb unbändig auf ihn ein,
 Doch träge lag er wie ein Stein.

Da Petrus sprach zum Herren so:
 Wie sündig ist der Mensch und roh!

„Dem helfet“ war des Meisters Befehl;
 Des staunte Petrus in seiner Seel'.

Da sprach der Meister: „Das wundert Dich?
 Wer selbst sich hilft, dem helf' auch ich.“

Wer sollte bei der indifferenten Masse des römischen Volkes dieses verkörperte „aide-toi et le ciel l'aidera“ vermuthen? In den letzten Tagen scheint man im Kirchenstaat allerdings erstens an eine Verbesserung der Verhältnisse zu denken. Da man mit dem Erdschlen einzelner Polizeiagenten nicht weiter kommt und von einem bewaffneten Aufstand aus Hochachtung vor den nahen österreichischen Bajonnetten und Kanonen nichts hoffen kann, so versucht man's im friedlichen Wege. Eine Anzahl Notablen aus der Romagna hat an das Conclave eine Bittschrift gerichtet, um den neuen Papst zur Einsetzung von Provinzialständen zu bewegen. Unter den Hauptunterzeichneten findet sich auch Freund Rosfini, unser berühmter, dicker und fauler Dethello und Barbiermeister. Es muß schlimm zugehen, wenn sogar die Musiker zu Politikern wer-

den und wenn der alte Giachimo, dem die Oper in Paris vergebens Hunderttausende für ein paar Acte zu Füßen legt, plötzlich in seiner Heimath in voller Action auf die politische Bühne tritt: „Ecco ridente il cielo!“

— Von Humboldts „Cosmos“ sind bereits zwei Drittheile des zweiten Bandes gedruckt, und dieser wird daher unfehlbar noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. — Ein anderer zweiter Band, dem wir mit Spannung entgegen sehen, ist der von den vortrefflichen „Vorlesungen über die Freiheitskriege“ von J. G. Droysen. Wir kennen in deutscher Sprache wenig Bücher, die bei so ernsthaftem Inhalt mit solcher Eleganz und liebenswürdiger Leichtigkeit geschrieben sind. Wir werden gleich nach dem Erscheinen des zweiten Bandes, der als unter der Presse uns angekündigt ist, auf das ganze Werk in einer ausführlichen Besprechung zurückkommen. — Um noch einiger anderer zweiten Bände, denen theils das Publicum, theils die Verleger selbst mit Ungebuld entgegen sehen, zu erwähnen, citiren wir den zweiten Band von Koberle's „Rom unter den letzten drei Päpsten“, ein Buch, welches, ohne große wissenschaftliche Ansprüche zu machen, dennoch eine Masse interessanter Details in einem sehr populären Style geschickt zusammenfaßt. Der Verfasser, der bekanntlich früher als Jesuitenzögling in Rom gelebt hat, dürfte, namentlich in Bezug auf das Leben des so eben verschiedenen Papstes, manches bisher Unbekannte zu bieten wissen. — Von Fürst Pückler's „Rückkehr“ sollte der zweite Band nicht lange auf sich warten lassen, damit er der etwas breiten Exposition des ersten Bandes zu Hilfe komme und die mannichfache Opposition, die gegen diesen bereits laut wurde, niederschlage. — Von Achill Paulabette's „Geschichte der beiden Restaurationen“ (übersetzt von Fink) müssen wir gleichfalls den zweiten Band abwarten, bevor man ein Urtheil über die eigentliche Tendenz dieses Buches, das ein zu Tode gesprochenes Thema aufnimmt, fällen kann. — Schließlich fragen wir: Was wird denn endlich aus dem seit Jahren versprochenen Band des List'schen Werkes. Die Veränderung, die mit dem „Zollvereinsblatt“ vorgenommen werden sollen und die dem Redacteur offenbar größere Mühen aufbürden, lassen befürchten, daß das Erscheinen dieses zweiten Bandes mehr als je in den Hintergrund geschoben ist.

— Algier ist wieder „ruhig“, „besiegt“, „erobert“ und Marschall Bugeaud kehrt wieder heim zu seinen Laren. Aber Abd-el-Kader ist noch immer nicht gefangen, trotz einer Armee von hundert zwanzig Tausend Mann. Die Stellung der Franzosen in Afrika ist die eines Damenspielers, der zwei Damen hat, während seinem Gegner nur eine übrig blieb. Der mit den zwei Damen ist offenbar im Vortheil, da er aber nicht noch einen kleinen Stein dabei hat, kann es ihm nicht gelingen, die Dame seines Gegners zu erwischen, die fortwährend die große Linie des Damenbrets hinauf- und herunterzieht; er wird zwar immer im Vortheil sein, aber er wird die Partie nicht gewinnen.

— Man schreibt uns aus Wien: Die Gründung einer Akademie der Wissenschaften, die vielleicht zur Zeit als Leibniz sie beantragte, auf die künftige Hebung der österreichischen Volksintelligenz segensreich eingewirkt hätte, ist in unsern Tagen, wo das Stabilitätsprincip in alle Zweige österreichischer Institutionen eingedrungen, nur ein Spielzeug vornehmer Herablassung zu den Bestrebungen der Gegenwart, mit dem Bewußtsein, daß dadurch dem angeborenen Princip nichts vergeben wird, weil man die Macht besitzt, den vornehm begnadeten Gedanken in die engsten Schranken zurückzuweisen. Diese Schranken zeigen sich noch vor der Ausarbeitung und Bekanntmachung der Statuten in conditione sine qua non, daß die Philosophie, „die Wissenschaft der Wissenschaften“, keinen Vertreter in dieser Akademie finden darf und alle Verhandlungen, die an ihr Gebiet streifen, streng ausgeschlossen bleiben werden. Wenn man bedenkt, daß der Zweck einer Akademie der Wissenschaften darin besteht dem Staat, dem sie angehört, die schönsten, duftigsten Blüthen des Menschengeistes zu vermitteln, und den seit Bacon von Verulam zur Erkenntniß gebrachten innern Zusammenhang aller Wissenschaften der Intelligenz der Nation insoferne zugänglich zu machen, daß es auch in den abstractesten Gegenständen gelehrter Verhandlungen die Verbindung mit den erhabensten geistigen Zwecken der Menschheit erkenne und einen theoretischen fort und fort reifenden Samen in sich aufnehme, so kann man sich einen Begriff machen, welche Auffassung Geschichte und Literatur in einer Akademie, in einer Versammlung von Gelehrten erdulden werden, die sich vor den letzten Consequenzen aller Wissenschaft, vor den sonnigsten Resultaten menschlicher Forschung scheu die Augen verhüllen müssen. Oesterreich erkennt keinen Drz mud und Uhriman, keinen guten und bösen Geist, sondern der Geist überhaupt ist schon vom Uebel und wo man ihm denn doch den Zugang nicht versperrern kann, darf er nicht in freien, erquickenden Strömen fließen, sondern von den Fahren des Materialismus umklammert durch ein kleines Spundloch eine spärliche Nahrung geben.

Daß die Gründung der Akademie bereits ihre falschen Enthusiasten gefunden hat, ist bei der Gedankenlosigkeit öffentlicher Organe erklärlich. So beging ein wiener Journal die Lächerlichkeit, eine ganze Seite, auf der sich die Nachricht von der Gründung der Akademie befand, roth drucken zu lassen, was, minder kostspielig als der Golddruck des Sun, sich wahrscheinlich eben so festlich ausnehmen sollte, aber ganz andere Deutungen zuläßt, wie etwa, daß einem wiener Journal auch einmal eine Farbe gestattet war. Wir erwarten nun die Statuten. Wenn sich die Akademie nicht von den bestehenden Censurgefetzen eine gewisse Unabhängigkeit in Rede und Schrift erringt, so wäre das Wenige, was sie vielleicht auf spirituellen Gebieten Ersprießliches leisten könnte, schon im ersten Keim unterdrückt.

— In den „Jahrbüchern der preussischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten“ (Berlin bei Unger, Jahrgang 1800, Bd. III.) steht ein Gedicht, das betitelt ist und anhebt wie folgt:

10

Patriotische Gefühle beim Geburtsfeste Friedrich Wilhelms des Dritten, des Besten der Könige.

Posen den 3. August 1800.

Suum cuique!

„Unserm braven König weihet
Heut den schönsten Bürgerkranz!
Wer ist hier, den es nicht freuet
Daß durch ächten Kronenglanz
Er sich an die Helden reihet,
Die die Menschheit beneidet?
Sieg in jedes Kampfes Hige
Dir, der du ihm ähnlich bist,
Edler Gorse! den an Frankreichs Spitze
Schon der Mund des Nachruhms küßt.“

Diese Zusammenstellung Bonaparte's mit Friedrich Wilhelm dem Dritten ist wohl einzig, und konnte nur in einem einzigen, schwebenden Augenblicke den Anschein der Zulässigkeit haben. Daß dieser Einfall in Berlin unter Zustimmung der Censur gedruckt wurde, zeigt wenigstens, daß die Möglichkeit solcher Auffassung gern zugegeben und der Ausdruck in keiner Art anstößig war. Der Vergleichungspunkt lag darin, daß man den König wie Bonaparte als Hersteller und Ordner des unter der vorausgegangenen Regierung verwilderten und zerrütteten Staates ansah. — Das Gedicht ist ohne Zweifel von dem berühmten Hans von Held.


— Während in Wien, nach Verlauf zweier Jahrhunderte seit Leibnizens Geburtstag, die Idee des deutschen Aristoteles endlich realisiert wurde, ist gleichzeitig in der Geburtsstadt Leibnizens eine königliche Akademie der Wissenschaften errichtet worden. Am 1. Juli wurde die neue Akademie durch die Reden des Ministers von Wiethersheim, des Comthurs Hermann und des Prof. Drobisch eingeweiht. Hatte eine Stelle in der Rede des greisen Hermann, in der er auf sein Alter hinwies, die Zuhörer tief gerührt, so machten die geistreichen, dem Quell echter Freiheit entsprungnen Worte des Professors Drobisch einen mächtigen Eindruck. Man merkte es, daß die Wissenschaft, gepaart mit echtem Liberalismus und Kenntniß der Zeit das Wort führt — und darum mußte die Rede des Professors Drobisch nicht nur die Zuhörer fesseln, sondern sie begeistern, hinreißen.

— Herr Professor Pick, ein Böhme, hat vor den Studenten der leipziger Universität Vorträge über Mnemonik gehalten. Für Geschichte und Statistik ist die mnemonische Methode besonders von Nutzen, und es ist gar oft sehr heilsam, wenn die uneigennütige Lehrerin aus dem Gedächtnisse der Deutschen nicht schwindet.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.



ThULB Jena

275021006725